Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 17 (1927)

Heft: 40

Artikel: Maifrost [Schluss]

Autor: Bosshart, Jakob

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-645820

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 40
XVII. Jahrgang
1927

Bern,
1. Oktober
1927

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 33 79

Trost.

Von S. Born.

Du töricht Herz,
Was bautest du der Wünsche Zauberschloß
Mit Türmen, Zinnen, Fahnen, Mann und Roß?
Ein Sonnenblitz aus Nebeldunst — und es zerfloß.

O töricht Herz,
Was gingst vor andern du im Festtagskleid
Und tatest schön und groß und weckest Neid,
Und nun du häßlich, klein und bloß — wie brennt das Leid!

O liebes Herz,
Bau dir ein Hüttlein niedrig, eng und arm;
Ein dürftig Werkelkleid, es hält dich warm,
Trink aus der Wahrheit Wasserbrunn — und trotz dem Harm!

Maifrost.

Erzählung von Jakob Boßhart.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 3

III.

„Wenn er nun doch wieder auftauchte", dachte Edith, indem sie das dritte und letzte Bündel ihrer Liebesbriefe der Schublade enthob, „wenn er schon zurückgekehrt wäre und im nächsten Augenblick die Hausglocke zöge, wenn Brigitte ihn hereinführte und er mich mit seinen großen grauen Augen ansähe, mir die Hand hinstreckte und sagte: ‚Da bin ich wieder, Edith, grüß Gott!' Wie würde ich ihn empfangen, was für einen Gruß brächte ich über die Lippen?"

In der ersten Zeit, da sie hoffte, das Heimweh und die rauhe Fremde würden ihn wieder zurücktreiben, hatte sie sich oft auf das Wiedersehen vorbereitet. Wäre er damals gekommen, sie hätte ihm die Arme geöffnet wie jener biblische Vater dem verlorenen Sohn; als gute Christin hätte sie ihm entgegentreten wollen, aber im Laufe der Jahre war ihr Gemüt härter und immer enger geworden. Bald nach Edwins Flucht hatte sie den Vater und ein Jahr später die Mutter verloren, und seither war ihr Leben ein einsames, freudloses, ödes gewesen; sie mußte es als ein verlorenes betrachten. Sie sah es voraus: an ihrem Sarge würde einst nicht eine aufrichtige Träne geweint, ein paar lachende Erben würden ihr das letzte Geleite geben. Und wer war schuld an all dem Elend, das sie nun seit unendlich langen Jahren, ohne einen Menschen in ihre Seele blicken zu lassen, wie eine unselige Last mit sich trug? Er, er, er! Er hatte ihr Haus leer und kinderlos gelassen; er hatte ihr Erdenglück zertreten; er hatte ihre Seele der Verkümmerung preisgegeben. Ja, er sollte ihr wieder unter die Augen treten, der Seelenwürger! Sie würde nicht mit ihm hadern, sie würde ihn ruhig zum Sitzen einladen und ihm dann klar machen, was es heißt, ein blühendes, ein blindlings anvertrautes Leben zugrunde richten und die heiligsten Bande leichtfertig zerreißen. Sie hatte sich alles genau zurechtgelegt, Rede und Gegenrede, Ton und Miene, bis zu der Handbewegung, mit der sie ihn kalt verabschieden wollte. Vor kaum einer Woche hatte sie in einer schlaflosen Nacht diesen Auftritt in Gedanken wieder durchgelebt. Jetzt freilich, nachdem sie die alten herzlichen Briefe gelesen hatte, war sie ihrer Sache nicht mehr so sicher, immer wieder rang sich der Gedanke: „Er war doch ein lieber Kerl — damals!" an die Oberfläche, und wie eine Fliege, die uns immer und immer wieder belästigt und sich nicht vertreiben läßt, stellte sich die Frage ein: „Mußte es denn wirklich zwischen uns so unselig kommen, mußte es?"

In das Bündel Briefe, das sie in der Hand hielt, war ein Blatt unordentlich hineingeschoben und fiel dem Auge auf. Sie zog es heraus und entfaltete es langsam, unschlüssig, ob sie es lesen oder unbesehen in den Ofen werfen sollte. Es war der Brief aus Neuyork, sein letztes Lebenszeichen; sie hatte ihn ein einziges Mal gelesen und dann mit den Worten: „Pfui, du Pharisäer!" zu den andern gesteckt. Er hatte keine Anrede und enthielt diese Worte:

„Ich habe dich verlassen, mich wie ein Feigling bei Nacht und Nebel davongemacht. Du wirst mich nun gründ-

lich verachten. Du weißt ja nichts von mir. Du wirst nie glauben, daß ich schwer gekämpft und in Notwehr gehandelt habe; aber es ist so, ich mußte mich retten, ich wäre bei dir ganz zugrunde gegangen. Woche um Woche sank ich einen Zoll tiefer; es ist mir schon bis zum Munde gestiegen. Nun will ich es hier versuchen: Morgen reise ich ins Innere ab. Vorher aber wollte ich nochmals zurückschauen und Abrechnung mit dir halten. Man geht nachher leichter!

Du hältst mich allein für schuldig. Warum auch nicht? Du würdest vor jedem Richter recht behalten. Du warst ja immer so korrekt, so musterhaft, oh, von so bedrückender Musterhaftigkeit. Das war es ja gerade! Aber wie soll ich es dir verständlich machen? Gewiß, du hast dir nie einen Fehler oder Verstoß zuschulden kommen lassen, ich meine jene greifbaren Fehler und Verstöße, die irgendwo in Gesetz- und Anstandsbüchern aufgezeichnet sind, während ich mich nicht weiß waschen könnte und, weiß Gott, ein hartes Urteil verdient habe. Und doch kommst du mir ebenso schuldig vor wie ich. Hörst du's? Das Wort wird dich empören. Du wirst mich eben nicht verstehen; keiner der Gerechten wird mich verstehen, denn sie sehen nur das Gesetz, und alles, was tiefer und feiner und verborgener ist, bleibt ihnen unfaßlich. Ich will es nackt heraussagen: Du meintest mich retten zu müssen, und du hast mir armem schwachen Kerl mit deiner Selbstgerechtigkeit und deiner selbstsicheren Ueberlegenheit Krücke und Stütze gebrochen. Weil du mich zu wenig lieb hattest, um mich auch da ein wenig gelten zu lassen, wo ich dir nicht glich, weil du nicht auch ein bißchen meine Mängel lieben wolltest, wie es gute Eltern selbst bei unartigen Kindern tun, hast du alle bösen Geister in unser Haus eingelassen.

An dem Tage, da du entdecktest, daß meine Ansichten nicht die deinen waren, hast du angefangen, mich für minderwertig zu halten, hast du angefangen, zu vergleichen und nachzurechnen. Alle meine Fehler, groß und klein, hast du summiert und nichts vergessen! Ich las es immer auf deinem Gesicht, wenn du wieder einmal die Addition gemacht hattest, du kamst mir dann stets ein paar Zoll größer vor! In deiner Nähe hatte ich immer das Gefühl, vor dem Richter zu stehen, vor einem gerechten, das heißt unbarmherzigen. Wer aber mag sein ganzes Leben vor dem Richter stehen? Ich hatte stets eine Abneigung gegen die Stockschulmeister; kaum war ich ihnen entronnen, so kam ich unter deine Brille. Ja, diese Brille und die Augen und die Lebensauffassung dahinter! Du hast die Engherzigkeit deines Elternhauses in mein Haus gebracht, sie mir aufzwingen wollen und mich damit zur Unaufrichtigkeit getrieben; du hast meine Anschauungen von vornherein als verwerflich betrachtet und so eine Geistesgemeinschaft zwischen uns unmöglich gemacht. In allen geistigen Dingen sollte ich dein Untertan und Knecht sein!

Du wirst sagen, ich stemple deine Tugenden zu Fehlern, mache aus weiß schwarz. Das ist wahr. Ich weiß auch, alle Fernstehenden werden mir Unrecht geben; aber ich behalte recht vor mir, der ich alles durchgekostet habe. Und darauf kommt es mir an!

Mit der Religion fing es bei uns an. Ach, Edith, wie wird der Herrgott den Kopf über uns schütteln! Es wird ihm sein wie uns, wenn zwei Blinde über die Farben streiten und sich zuletzt die Köpfe verhauen. Er wird es zum Weinen lustig finden!

Doch genug! Ich will versuchen, einen neuen Weg zu finden; gehe du den deinen weiter und vergiß mich; vergiß alles, den ganzen Inhalt der unseligen letzten drei Jahre. Auch ich möchte vergessen; aber da taucht, wie ich schreibe, unsere erste Liebeszeit vor mir auf, stellt sich an meine Straße und leuchtet und duftet und sagt: ‚Was hast du mich verloren, du schlechter Knecht?' Und ich suche den Weg, der uns von dort so weit auseinander geführt hat, und kann ihn mit den Augen, die mir wider Willen trübe werden, nicht finden. Ich habe in meinem Leben noch nie so heiße Augen gehabt wie in dieser Stunde. Ich habe mich von dir losgerissen, ich meinte, es werde mir dann wohler; ich glaubte, in unversöhnbarem Haß zu scheiden, und weiß nun nicht, wie Haß und Liebe zueinander stehen. Ich fürchte, ich werde unsere erste Liebeszeit, die mich in dieser Stunde der Abrechnung überfällt, nicht mehr los, ich Unseliger! Eben noch wollte ich hart sein; ich meinte, mein armes Gewissen endlich wieder auf festen Grund gestellt und das deine erschüttert zu haben, und nun fühle ich, daß alles Gründen und Stützen, alles Abwägen und Abmessen in diesen Dingen Torheit ist. Für den, der die Liebe mißhandelt hat, bleibt nur eines: Tragen bis ans Ende. Lebe wohl!" —

Sie sprang auf; sie mußte mit sich kämpfen und ging hastig im Zimmer auf und ab. „Nein, nein, nein!" rief sie; „so ist es nicht, so kann und darf es nicht sein, alles hat er verdreht."

Der Brief kam ihr ganz neu vor. Als sie ihn vor langen Jahren empfangen und im Zustand größter Aufregung gelesen hatte, war er ihr von Anfang bis zum Ende erheuchelt und von unerhörter Keckheit erschienen; seither hatte sie ihn nicht wieder angerührt. Nun war der Eindruck ein anderer als damals. Ihr dreifaches „Nein" war eine Auflehnung gegen diesen ihr unbequemen Eindruck, es wäre ihr lieber gewesen, sie hätte ihr „Pfui, du Pharisäer!" wiederholen können. Aber sie vermochte es nicht. Jetzt, da sie ihre Liebeszeit wieder durchlebt hatte, vernahm sie in den Worten, die fernher über den Ozean mit bekannter Stimme an ihr Ohr schlugen, die Klage einer tief aufgewühlten, wunden Seele, hörte sie die alte, so elend mißhandelte und verkommene Liebe zu sich reden, wie sie in dieser Stunde schon einmal zu ihr geredet hatte.

Daß er vieles leidenschaftlich zu seinen Gunsten verbogen hatte, fühlte sie auch jetzt noch; was aber hatte ihn zu dem demütigenden Geständnis gezwungen, daß er weinte, daß er die Liebe, die er von sich gestoßen, nun nicht verwinden könne? Wenn er wirklich auch gelitten hätte, so viel, oder gar mehr als sie?

„Mehr als ich? Das ist nicht möglich; sonst müßte er doch manchmal unter seinem Schmerz geschrien haben! Oder konnte er sich so verstellen, beherrschen? Hat er Zerstreuung bei Spiel und Wein gesucht, um nicht von innen zernagt zu werden? Sagte er sein ‚Adies derweil!' so munter, um mich seine Zerrissenheit weniger merken zu lassen? Gewiß, wenn er mich wirklich liebte, so muß er auch gelitten, durch mich gelitten haben, und dann ist er im Recht; dann bin ich ebenso schuldig wie er." Wieder stand sie vor der

Frage: „Aber hat er mich denn geliebt?“ Sie konnte heute darauf kein „Nein“ finden. Sie stellte sich ans Fenster und blickte lange in den trüben Abend hinaus, auf die blühenden Bäume, die trauernd dastanden und den Regen und Schnee über sich ergehen ließen, auf die Wiesen, auf denen sich eine weiße Kruste anzusetzen begann, in die Wolken, die ihre dunkeln Mäntel über die junge Erde schleiften. Zwei Gedankenreihen gingen unbewußt in ihr nebeneinander her, um sich endlich zu finden. „Wenn es heute nacht hell wird, muß all die Frühlingspracht erfrieren. Wie die Natur so gegen sich selber wüten kann! So ist es meinem Frühling ergangen, unserem Maien; wir haben uns beide an unserem Glücke unsagbar vergangen. Etwas mehr Wärme und Güte in uns hätte alles verhütet. Er wird drüben so glücklos gelebt haben wie ich hier, ohne rechten Lebenszweck, ohne Befriedigung, fremd unter Gleichgültigen, immer den alten, herben Bissen im Mund, unfähig, an andern Menschen und Schicksalen einen herzlichen Anteil zu nehmen, und auch nirgends Teilnahme findend.“ Verloren, das ganze Leben verloren! Ja, ihr Leben! Inhalt hatte es nur in ihrer kurzen Brautzeit, da sie die Kraft und den Willen besaß, sich um eines andern willen zu vergessen. Seit der Hochzeit war alles nichtig und hohl gewesen.

Eine große Sehnsucht nach Liebe erwachte in ihrem alt gewordenen, faltigen Herzen; die Liebe erschien ihr in dieser Stunde in ganz neuem Gewande, als das einzige, um das es sich zu leben verlohnt. Sie holte die Bibel von ihrem Büchergestell und schlug, am Fenster stehend, den dreizehnten Korintherbrief auf, das hohe Lied auf die Liebe, und las sich die schönsten Worte heraus: „Die Liebe ist langmütig, sie ist gütig; die Liebe beneidet nicht, die Liebe prahlet nicht; sie blähet sich nicht auf. Sie sucht nicht das ihrige; sie läßt sich nicht zum Zorne reizen, sie deutet nichts zum Argen. Sie erträgt alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, sie erduldet alles. Die Liebe höret nimmer auf.“

Sie maß sich an diesen Worten und sie die sich auf ihr Christentum so viel zugute getan hatte, fand sich unzulänglich und durch ihre eigenen Waffen überwunden. Ja, sie war nicht langmütig, nicht gütig genug gewesen; sie hatte sich aufgebläht und vielleicht mehr an ihr eigenes Glück als an das des Mannes gedacht; sie hatte sich zum Zorne reizen lassen; sie war klein im Ertragen, klein im Hoffen, klein im Erdulden gewesen. Hätte sie nicht in ihrem Eigensinn die Luft ihres Elternhauses in ihr eigenes Heim hinübernehmen wollen, wäre sie gegen die Ansichten ihres Mannes duldsamer gewesen, vielleicht weilte das Glück noch in ihrem Hause, und sie hätte all die Zeit Sonnenschein ohn' Ende gehabt! Und da kam ihr der entsetzliche Gedanke und ließ sie nicht mehr los: „Wenn du das ganze Unglück auf dem Gewissen hättest, das ganze? Du meintest, dein Mann habe deine Seele verkrüppelt; wenn nun aber du die seine zugrunde gerichtet hättest? Du, die gute Christin? Wenn er drüben deinetwegen elend versank? Wenn du seine Seele zu verantworten hättest? Du hättest alles opfern sollen, um alles zu retten, alles verzeihen, um nicht auch schuldig zu werden!“

Verwirrt ging sie im Zimmer auf und ab, von der Sehnsucht erfüllt: „Könnte ich's wieder gutmachen; könnte ich wieder von vorne anfangen! Warum müssen wir erst alt und unglücklich und schuldig werden, ehe wir das Leben zu schmieden verstehen?“

Auf einmal stand sie vor der Türe still und rief aus ihrer tiefsten Seele heraus: „Komm!“

Brigitte, die den Ruf in der Küche vernommen hatte, kam herbei und fragte, was die Herrin wünsche.

Frau Fröhlicher faßte sich rasch. „Sie müssen noch ausgehen“, sagte sie, „und mir einen Brief zur Post tragen. Die Sache eilt.“

Sie setzte sich an den Schreibtisch und warf schnell einige Zeilen aufs Papier, in denen sie beim Gesandten in Washington anfragte, ob er etwas vom Verbleiben eines gewissen Herrn Edwin Fröhlicher wisse, der im Sommer 1885 nach Amerika ausgewandert sei, sie bitte ihn auf alle Fälle, nach ihm Nachforschungen anzustellen.

Als Brigitte sich mit dem Briefe entfernt hatte, kniete Frau Fröhlicher beim Ofen nieder und sammelte die Asche der Briefe, alles, was von ihrem einstigen Glück übriggeblieben war, in eine Schale. Und darüber weinte sie wie eine arme Büßerin und wiederholte das Wort: „Für den, der die Liebe mißhandelt hat, bleibt nur eines: Tragen bis ans Ende.“ (Ende.)

Das Zigeunerkind.

Von Robert Scheurer.

Wenn des Sommers Glutentage
Sich zur Herbstesmilde senken,
Zieht durch meine alten Sinne
Oft ein wehmutvoll Gedenken:

Drüben, fern am Waldesrande,
Stand einst ein Zigeunerkarren.
Eben hat ein scheckig Rößlein
All den Bettel hergefahren.
Mochten uns're Eltern wettern:
„Hol' der Schwarze diese Horde!“
In uns Kindern weckt' der Rummel
Helle, fröhliche Akkorde.
Hei, wie tollten wir im Bunde
Mit den braunen Ungarrangen
Und probierten heimlichlüstern
Ihre blitzend gelben Spangen!
Sonderlich ein Mägdlein tat mir's
An mit seinen Feuerblicken,
Daß mein heißes Bubenherzchen
Loht' in himmlischem Entzücken.
Doch ach, schon nach kurzen Tagen
Ging's zu End' mit uns'rer Freude
Strenge, böse Polizeier
Raubten uns die Pußtaleute!
Noch sah ich ein ärmlich Tüchlein
Aus der Wagenlucke wehen
Und zwei dunkle Kinderaugen
Tränenschwer nach meinen spähen...

Fünf Jahrzehnte sind vergangen;
Doch noch denk' ich ernst der Stunden,
Da ein arm Zigeunermägdlein
Erstmals Freundeslieb' gefunden.

Wieder woll'n des Sommers Gluten
Sich zur Herbstesmilde senken,
Wieder zieht durch meine Seele
Still ein wehmutvoll Gedenken.